

## Feuilleton

### Wunder sind kein Problem

Der Volksbühnenstar Milan Peschel inszeniert „Der Fischer und seine Frau“

VON ULRICH SEIDLER

Dieses „aha“ ist geradezu mörderisch. Des Fischers Frau sagt es, nachdem sie einen sehr kurzen, routinierten Blick in den Eimer geworfen hat. Wieder kein Fisch drin. Eben sei der Helmut vorbeigekommen, der hatte ein Netz voller Fische. Genauso wie Max und Tom und Klaus. Nur unser Fischer, ganz körpertätowiert wie übrigens auch seine Frau, steht in seinem feuchten Ölzeug und brabbelt was in seinen Backenbart. „Mein Mann.“ Sagt sie zum Publikum und guckt, als erkläre sich der Rest von selbst. Sie knallt die Teller auf den Tisch. Es gibt etwas Weißes zu essen. Sieht aus wie Sahnesoße ohne Matjes. Ist aber Grießbrei. Geborgt von Nachbarn.

Der Tisch steht in einer windigen Bretterbude, die der Fischer gerade zusammengeschaubt hat. Er hat sich nicht besonders geschickt angestellt, aber enthusiastisch. Im Eifer – und zum schön laut eingespielten 60er-Jahre-Hit „California Dreamin'“ – ereilen ihn die fantastischsten An- und Ausbauträume, die dann aber mit einem unsäglich melancholischen Blick in eben jenen leeren Blecheimer verpuffen.

Das Theater in der Parkaue kam auf die ungewöhnliche und daher um so glorreichere Idee, den Volksbühnenschauspieler Milan Peschel als Regisseur zu engagieren. Er inszenierte Grimms Märchen vom Fischer und seiner Frau in einer Mitspieltheater-Version von Einar Schleaf. Der anfängliche, durchaus sozialdramatische Ehestreit um den leeren Eimer ist Volksbühne pur: Zur Freude des Publikums fliegen die Fetzen, wird gekreischt, geflucht, geheult. Und es wird erst wieder leiser, als der Fischer sich in seinem Eimer zu ersäufen versucht, damit seine Frau ihm endlich diese Sache mit dem sprechenden Butt glaubt. Was die Situation aber keineswegs in Frieden aufgehen lässt: „Einmal im Leben ein Wunder, und DU lässt es laufen. Marsch zum Butt und ein Haus gewünscht!“



### Drei rostige Haken

Michael Schindhelm erklärt, warum das Reformwunder Opernstiftung jetzt schon nach Reform schreit

*Herr Schindhelm, hier unter Ihrem Büro-Fenster Unter den Linden erleben Sie täglich die Ausläufer der Fan-Meile – gucken Sie Fußball?*

Ich sehe Fußball am Bildschirm aus einer Entfernung, aus der alle Spiele gleich aussehen. Gleich grün. Trotzdem kriegt man natürlich mit, wenn was passiert. Man sitzt in einem Gartenlokal, und plötzlich Geschrei, Böllerschüsse, manchmal verfrüht. Für die Stadt ist es ja toll, zumal alles so etwas extrem Friedliches hat, wie bei der Reichstagsverhüllung.

*Die Stadt ist voll, aber die Opernhäuser nicht.*

Das ist kein Berliner Phänomen. Es gab keinen Absturz der Besucherzahlen, in der Deutschen Oper wird ja derzeit renoviert. Wir ahnten, dass es schwer wird. Dass die Aktion „Oper zum Kinopreis“ in der Staatsoper gerade jetzt läuft, ist kein Zufall. Wichtig war, dass sich das Berliner Kulturleben im Vorfeld gut präsentierte, weil da viel über die Stadt berichtet wurde. Wenn die Spiele laufen, wird alles andere unwichtig.

*Für die Opernstiftung, im Januar 2004 gegründet, wurde jetzt, nach zweieinhalb Jahren, die Eröffnungsbilanz vorgelegt. Wer hat geträumt?*

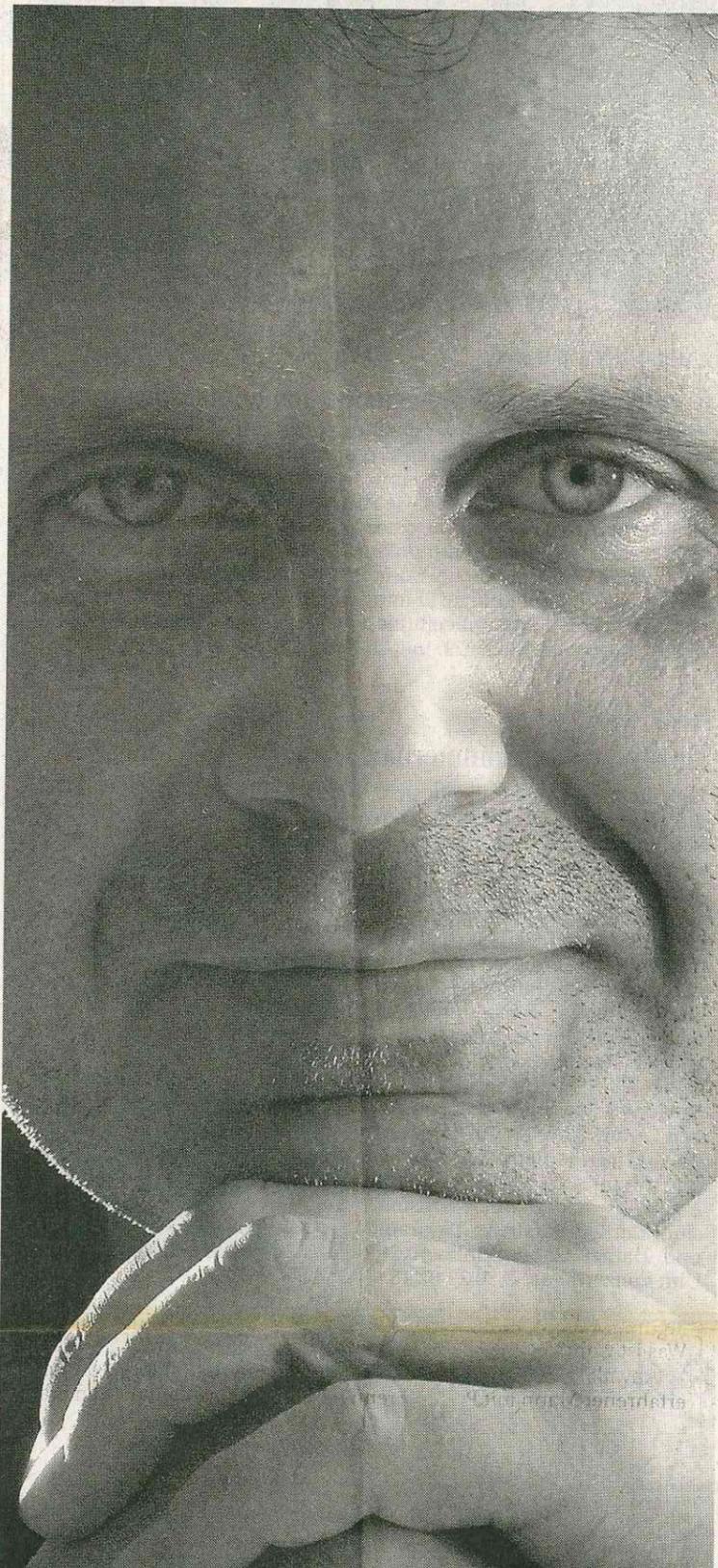
Ich möchte mich in dieser Sache nicht mit Vergangenheitsbewältigung beschäftigen. Viele Dinge sind in dieser Konstruktion zu spät angefallen. Andererseits ist der Aufwand einer Eröffnungsbilanz nicht zu unterschätzen, die Verwaltungen der Opernhäuser hatten ihre Daten unterschiedlich erfasst.

*Was lernen Sie aus der Bilanz?*

Sie bietet kaum neue Erkenntnisse. Die wirtschaftliche Situation, also die Rücklagen, Defizite, Einnahmen und Stellenpläne stehen ja in den Quartalsberichten.

*Hätte die Stiftung von Anfang an besser organisiert werden können?*

Viele Menschen haben nicht an diese Stiftung geglaubt. Auch ich hatte zunächst eine gewisse Skepsis. Die Personalentscheidungen fielen spät, ich selbst bin seit 14 Monaten hier, der Bühnenservice-Chef kam vor 6 Monaten. Die Stiftungsgründung war eine Notoperation, da läuft nicht alles nach den üblichen Spielregeln.



So weit bin ich mit meinen Überlegungen noch nicht, aber eine Streckung würde natürlich helfen, wenn wir etwa auf dem Plateau von 2007 länger verharren könnten. Denn allein 2008 und 2009 sollen noch einmal 9,2 Millionen Euro verkraftet werden. Dass dies etwa Sponsoren auffangen könnten, ist unwahrscheinlich.

*Was ist realistisch?*

Mein Reformkonzept werde ich erst nach den Wahlen vorlegen, wie vom Stiftungsrat beschlossen, da kann ich nicht vorher Ausschnitte präsentieren. Ich bin wohl eine Art Treuhänder, der für das Projekt 3 Opernhäuser in Berlin einen Vorschlag zu machen versucht.

*Was Sie ausschließen, interessiert uns auch. Derzeit gibt es Diskussionen über neue Profile der Opern: dem Gerücht nach soll die Staatsoper ein Stagione-Betrieb werden, die Komische Oper ein Veranstaltungs- und Tanzhaus, nur die Deutsche Oper würde dann weiter ihr Repertoire pflegen.*

Diese Gerüchte sind bedauerlich und werden von den Mitarbeitern der Häuser mit Besorgnis zur Kenntnis genommen. Meines Wissens gibt es überhaupt keine Pläne, sondern Spekulationen. Daran möchte ich mich nicht beteiligen.

*Die SPD will einen Generalintendanten installieren, wenn es mit den Einsparungen nicht so läuft wie geplant.*

Die Politik ist momentan nicht im Planungszustand, sondern im Wahlkampf, glaube ich.

*Sie könnten uns ganz wertfrei auseinandersetzen, was Sie von diesen Dingen halten.*

Ein Generalintendant und vier weitere Intendanten wären eine Absurdität. Nach wie vor glaube ich an die Chance, die Häuser künstlerisch selbstständig zu führen. Ich werde also keine Schließungen vorschlagen. Und ein Opernhaus, das keine eigene künstlerische Substanz mehr hat, ist auch kein Opernhaus.

*Bei finanziellen Einbrüchen, sei die Insolvenz eines Hauses möglich, zitiert Sie eine Zeitung.*

In dem Interview habe ich klare Aussagen getroffen, die wider-



ROLAND OWSNITZKI

Beth Ditto, Sängerin von The Gossip, am Montagabend in Berlin

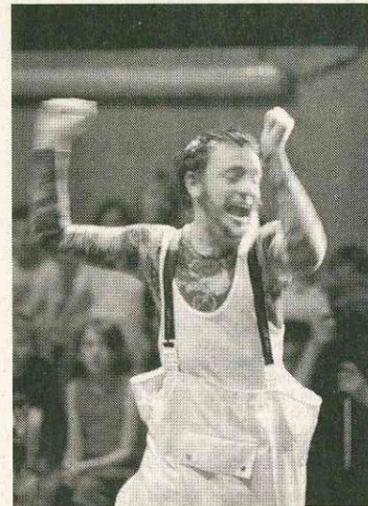
### Steh auf, krem den Flummi ein

The Gossip spielten im Magnet Club

VON JENS BALZER

Du musst aufstehen, Mädchen! / Steh auf / mach dich gerade / erhebe deinen Kopf / und bekämpf das Feuer mit Feuer! Im Magnet Club beginnt es dann doch nicht zu brennen – was zu wesentlichen Teilen natürlich daran liegt, dass die Wände und Böden des Clubs, die Bühnenaufbauten und Verstärker und Instrumente schon vor den ersten Takten klatschnass sind vor kondensierender Schwüle und im Gegenlicht schillernd spritzendem Schweiß. Zu ihren sumpfig geröhren „Steh auf“-Protest- und Mädchenselbstfindungsparolen schlidert Beth Ditto, die ebenso wilde wie wichtige Sängerin der im Riot-Grrrl-Liebingsstaat Washington beheimateten Riot-Grrrl-Gruppe The Gossip, auf einem funkelnden Feuchtigkeitsfilm über das Parkett; manchmal hüpfert sie auch zwischen ihren Mitmusikern umher wie ein rundherum eingekremter Ball aus geschmeidigem Gummi. Ditto trägt ein schönes, schwarz-weiß gemustertes Cocktaillkleid und wirft ihren Kopf beim Singen wahlweise sehr weit nach hinten oder sehr weit nach vorne. Nach jedem Stück bringt sie mit entschlossener Geste

spieltheater-Version von Einar Schleaf. Der anfängliche, durchaus sozialdramatische Ehestreit um den leeren Eimer ist Volksbühne pur: Zur Freude des Publikums fliegen die Fetzen, wird gekreisch, geflucht, geheult. Und es wird erst wieder leiser, als der Fischer sich in seinem Eimer zu ersäufen versucht, damit seine Frau ihm endlich diese Sache mit dem sprechenden Butt glaubt. Was die Situation aber keineswegs in Frieden aufgehen lässt: „Einmal im Leben ein Wunder, und DU lässt es laufen. Marsch zum Butt und ein Haus gewünscht!“



CHRISTIAN BRACHWITZ

**Der Fischer (Niels Heuser) hat eine schwierige Frau. Und er liebt sie.**

Die Wunder nehmen ihren Lauf in dieser Inszenierung, und mit ihnen geht das Verhängnis einher. Oft muss der Fischer zum Butt marschieren und Bestellungen aufgeben: Schloss, Palast, Königin, Kaiserin, Päpstin – bis... Nun ja.

All diese unbescheidenen Wunschträume werden auf der Hinterbühne des Theaters prompt Wirklichkeit. Und zwar ohne Tricks. Dem Erwachsenen fällt auf, was Kindern möglicherweise noch selbstverständlich ist: dass das Theater ein Wunder nach dem anderen vollbringt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Schlösser, Paläste, ganze Königreiche, samt Hofstaat und Armeen – alles kein Problem. Man muss bloß spinnen können. Das können der Regisseur, sein Ausstatter Moritz Müller und die drei Schauspieler: Niels Heuser und Katrin Heinrich (Fischer und Frau) und Denis Pöpping als Erzähler. Spinnen können und dürfen vor allem auch die Zuschauer: Ob sie nun den Fisch machen, einen Birnbaum oder einfach nur zu „Wenn ich König von Deutschland wär“ abzappeln. Wer ein Kind (ab fünf) hat, macht es und sich hier glücklich. Und wer nicht, borge sich eins aus.

**Der Fischer und seine Frau** 22., 29. Juni, 3., 4. Juli, 10 Uhr, 24. Juni 16 Uhr Theater in der Parkaue, Tel.: 55 77 52 52

unterschiedlich erfasst.

*Was lernen Sie aus der Bilanz?*

Sie bietet kaum neue Erkenntnisse. Die wirtschaftliche Situation, also die Rücklagen, Defizite, Einnahmen und Stellenpläne stehen ja in den Quartalsberichten.

*Hätte die Stiftung von Anfang an besser organisiert werden können?*

Viele Menschen haben nicht an diese Stiftung geglaubt. Auch ich hatte zunächst eine gewisse Skepsis. Die Personalentscheidungen fielen spät, ich selbst bin seit 14 Monaten hier, der Bühnenservice-Chef kam vor 6 Monaten. Die Stiftungsgründung war eine Notoperation, da läuft nicht alles nach den üblichen Spielregeln.

*Wir erleben derzeit eine seltsame Entwicklung an den Häusern: Sie haben zwar sehr viel Personal abgebaut, aber trotzdem kaum Kosten gesenkt. Wofür wurde das eingesparte Geld verwendet? Wird heimlich verschwendet?*

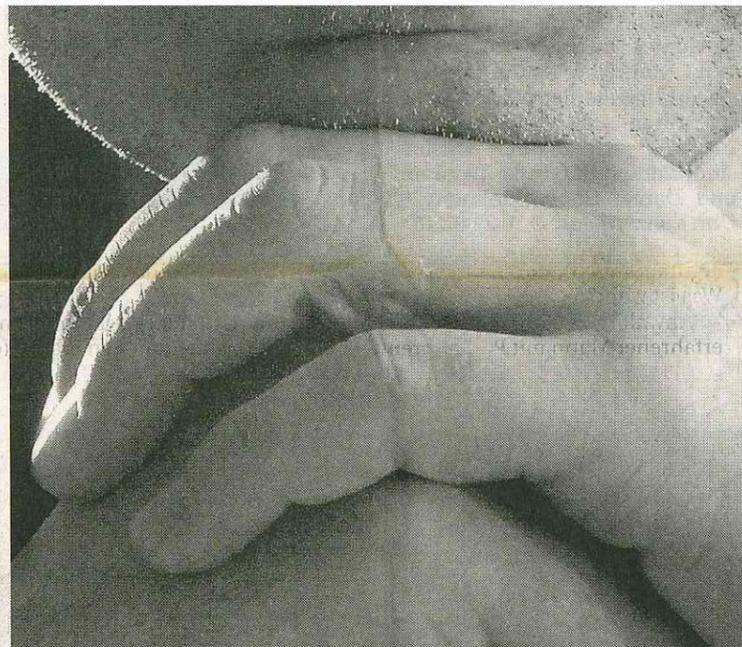
Das glaube ich nicht. Zur Gründung der Stiftung wurden offenbar zwei Stellenpläne erstellt – einer für 2004, einer für 2009. In der Zwischenzeit sollten 9,6 Millionen Euro eingespart werden. Zugleich waren zusätzliche Einnahmen von 7,2 Millionen vorgesehen. Das war der Plan. Er ging nicht auf: Schon 2003 und 2004 wurden die Einnahme-Erwartungen insgesamt um Millionen verfehlt. Die Häuser wiesen nur deswegen keine Defizite aus, weil sie unter anderem Stellen unbesetzt gelassen haben. Die Stiftung startete in Wahrheit nicht bei Null, sondern war von Beginn an im Minus.

*Die Einnahmen blieben also unter den Erwartungen. Und die Einsparungen?*

Die sind das zweite Problem – sie hängen mit dem Stellenplan selbst zusammen. Der sieht vor, von 2000 Stellen ca. 220 zu streichen. Aber was sagt diese Zahl? Sie berücksichtigt nicht, dass auch neue Stellen dazu kommen: der Generaldirektor mit seinem kleinen Team, der Bühnenservice mit einer Leitungsebene von ursprünglich geplanten 15 Stellen. Sie lässt außer Acht, dass ein Teil der Mitarbeiter unkündbar ist, dass viele abgebaute Stellen eher im Niedriglohnbereich liegen, es sich bei den neu aufgebauten aber um Leitungspositionen handelt. Zwar werden wir den Stellenaufbau gar nicht ausreizen, dennoch stimmen die Ausgangszahlen nicht.

*Jetzt steht auch fest, dass der Bühnenservice mit seiner Einheitswerkstatt statt 3,1 Millionen vielleicht nur 1 Million Euro sparen kann.*

Dies ist der dritte rostige Haken des Opernstrukturkonzeptes. Einerseits sollte der Bühnenservice mit 83 Stellen am Gesamtabbau beteiligt werden und dadurch eine



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLÄGER

**Michael Schindhelm**, 45, wurde im April 2005 zum Generaldirektor der Opernstiftung gewählt. Zehn Jahre – bis Ende dieses Monats – war er Intendant des Basler Theaters. Schindhelm studierte Quantenchemie in Merseburg und Woronesch, arbeitete als Übersetzer und Dramaturg, er schrieb zwei Romane.

## Die Stiftung Oper in Berlin

**Im Januar 2004** wurde die Opernstiftung mit 2 000 Mitarbeitern und 116 Millionen Euro Zuwendungen gegründet. Damit wurde die Schließung eines der drei Häuser abgewendet.

**Die Idee** war es, durch den allmählichen Umbau Geld zu sparen, damit die Stiftung ab 2009 mit nur noch 99 Millionen Euro jährlich auskommt. Doch die Ausgangszahlen stimmen nicht.

**Im April 2006** teilte Michael Schindhelm mit, Einsparungen von 16,8 Millionen Euro bis 2009 seien nicht zu schaffen. Nach den Wahlen im Oktober wird er ein Reformkonzept vorlegen.

Einsparsumme von 3,16 Millionen erreichen, andererseits blieben die Kosten für die neue Leitungsebene unberücksichtigt. Dafür waren 700 000 Euro eingeplant, wir haben den Betrag um gut 200 000 abgespeckt. Zudem sah das Konzept eine Minderung der Leistungsfähigkeit der Werkstätten voraus, daher waren für 2 Millionen Euro Fremdleistungen eingeplant. Würden wir so verfahren (wir gehen heute von viel niedrigeren Fremdleistungen aus) hätte der Bühnenservice kaum Einsparungen gebracht. Zusammengefasst: Selbst wenn die Stiftung ihren Personalabbau wie vorgesehen schaffen würde, blieben hohe Defizite übrig. Eine Einsparung von 16,8 Millionen nach diesem Fahrplan ist unrealistisch.

*Warum haben dann die Deutsche Oper und Komische Oper zuletzt erklärt, sie seien auf einem guten Weg, würden die Einsparungen schaffen?*

Ich glaube, sie sind inzwischen skeptischer. Sicher haben die Häuser mit den geringeren Auslastungen das größere Steigerungspotenzial, doch ich bezweifle, dass damit das große Defizit zu decken wäre. Die Staatsoper sagt zu Recht: Wir

sind fast am Anschlag. Weitere Einschränkungen gehen an die künstlerische Substanz.

*Immerhin lässt sich die Staatsoper ihre Produktionen teuer ausstatten, nicht einfach von Bühnenbildnern, sondern etwa von Architekten.*

Die Kosten dafür werden überschätzt; einmalige Honorare für Regisseure oder Bühnenbildner sind nicht das zentrale Problem. Die wirtschaftliche Kraft eines Opernhäuses misst sich an der Leistungsfähigkeit ihrer künstlerischen Apparate, daran, was für Gäste man engagieren kann. Bestimmte Dirigenten kommen schon gar nicht mehr nach Berlin, die Gagen-Limits der Häuser liegen deutlich unter denen in Paris, Wien und München. Wenn es eine metropolitane Oper geben soll in Berlin, darf man die Leistungen für Spitzenkünstler nicht weiter einschränken.

*Wie ist die Stiftung zu retten? Wenn man Ihnen zuhört, zweifelt man, dass sie überhaupt ihr wirtschaftliches Ziel erreichen kann, mit 99 Millionen Euro auszukommen. Dass auch eine Streckung der Absenkung über 2009 hinaus nicht hilft.*

Wahlkampf, glaube ich.

*Sie könnten uns ganz wertfrei auseinandersetzen, was Sie von diesen Dingen halten.*

Ein Generalintendant und vier weitere Intendanten wären eine Absurdität. Nach wie vor glaube ich an die Chance, die Häuser künstlerisch selbstständig zu führen. Ich werde also keine Schließungen vorschlagen. Und ein Opernhaus, das keine eigene künstlerische Substanz mehr hat, ist auch kein Opernhaus.

*Bei finanziellen Einbrüchen, sei die Insolvenz eines Hauses möglich, zitiert Sie eine Zeitung.*

In dem Interview habe ich klare Aussagen getroffen, die widersprüchliche Überschrift stammte nicht von mir. Insolvenz eines Opernhäuses ist schon aus rechtlichen Gründen nicht möglich. Ein betriebswirtschaftliches Fiasko wäre ja kein Naturereignis. Man würde es vorhersehen können und Vorkehrungen treffen müssen. Darum geht es ja im Augenblick.

*Sie sprachen von einem größeren Durchgriffsrecht des Generaldirektors. Wozu? Denken Sie über eine Zusammenlegung der Opernverwaltungen nach?*

Man muss über alles nachdenken, auch über das, was in eine falsche Richtung führt – um es auszusprechen. Derzeit arbeiten die Häuser selbstständig. Die Intendanten haben den Auftrag, ihre Häuser viele weitere Jahre zu führen. Deshalb steht die Zukunft im Zeichen der Kooperation. Der Vorteil jetzt ist, dass der Generaldirektor keine eigenen Interessen vertritt und nicht die eines einzelnen Hauses. Gerade deswegen konnten wir Entscheidungen treffen, die Vorteile für die Stiftung, nicht aber unbedingt für jedes Haus bedeuten. Für das Werkstattkonzept nahm die Deutsche Oper Opfer in Kauf.

*Seit Jahren wollen die Opern ihre Zuschauerzahlen steigern. Die stagnieren aber unter 700 000, und klettern nicht auf eine Million. Gibt es noch Einnahme-Potenzial?*

Die Deutsche Oper hat immer noch zu niedrige Eintrittspreise für ein Haus ihrer Größe. Auch im Sponsoring-Bereich gibt es bei allen Häusern Potenziale. Die Deutsche Oper hat einen Vertrag mit VW geschlossen, der drei Jahre lang je einen sehr großen Betrag einbringt. Und auch Kirsten Harms und Andreas Homoki halten einen Zuschauerzuwachs für möglich.

*Fragen Sie sich nicht alle Tage, warum Sie sich das antun?*

Nicht alle Tage, aber hin und wieder. Aber einer muss es wohl versuchen, nicht wahr?

*Das Gespräch führten Birgit Walter und Wolfgang Fuhrmann.*

Gegenill schillernd spritzendem Schweiß. Zu ihren sumpfig geröhrten „Steh auf“-Protest- und Mädchenselbstfindungsparolen schildert Beth Ditto, die ebenso wilde wie wuchtige Sängerin der im Riot-Grrrl-Liebingsstaat Washington beheimateten Riot-Grrrl-Gruppe The Gossip, auf einem funkelnden Feuchtigkeitsfilm über das Parkett; manchmal hüpfte sie auch zwischen ihren Mitmusikern umher wie ein rundherum eingekremter Ball aus geschmeidigem Gummi. Ditto trägt ein schönes, schwarz-weiß gemustertes Cocktailkleid und wirft ihren Kopf beim Singen wahlweise sehr weit nach hinten oder sehr weit nach vorne. Nach jedem Stück bringt sie mit entschlossener Geste ihre sehr großen Brüste wieder zurück an die Plätze, an denen sie sich am Anfang des Stückes befanden; oder anders gesagt: Es ist ein ausgesprochen Spaß, Beth Ditto bei ihrer täglichen Rock'n'Roll-Verrichtung zusehen zu dürfen.

Eine Weile lang macht es auch Spaß, der Musik von The Gossip zuzuhören: dieser Mischung aus minimalistischem, nur mit schmucklos geprägtem Schlagzeug und ausgedörrt sich beschwerender Gitarre gespieltem Garagen-Rock und Beth Dittos dunkel-erdiger Soulstimme, die einen wahlweise an Anastacia oder Trude Herr erinnern kann. Freilich erweisen sich die Variationsmöglichkeiten dieser Musik dann bald als allzu gering; über ein gut gelauntes, dem Protest gewidmetes Betriebsfestgerocke kommen The Gossip nicht hinaus.

Vor fünf Jahren haben sie ihre ersten Konzerte mit The White Stripes gespielt – dass die letzteren danach weltberühmt wurden, sie selber hingegen nicht, führt Gossip-Sängerin Ditto in Interviews gerne darauf zurück, dass sie dick ist und überdies eine Lesbe. Dabei gereicht ihr das unter Show-Aspekten gerade zum Vorteil. Das Problem von The Gossip besteht eher darin, dass ihr raubauziger Rhythm'n'Blues zu unspontan wirkt, zu vorgeformt, musikalisch zu eng. Wo The White Stripes zumindest auf ihren ersten Konzerten vor allem durch das Zusammenspiel faszinierten, diese seltsam aneinander vorbei zelebrierte, dabei doch erotisch aufgeladene Zwiesprache zwischen Gitarre und Schlagzeug, spricht bei The Gossip nichts zwi, auch findet nichts zueinander. Sie vertrauen ganz auf das Charisma ihrer Frontfrau und geben sich wenig Mühe, den Rhythm'n'Blues nicht nur als Sound wiederzubeleben, sondern als Spielweise. Damit verfallen sie dem gleichen Irrtum wie etwa ihre Label-Kolleginnen von Sleater-Kinney: Wer glaubt, unterm Label feministischer Politik werde noch der älteste Macho-Rock wie von selber modernisiert, erntet dabei letztlich doch nur verschwitztes und ziemlich stumpfes Partygemucke.